

Dieter Vogts Kommentar zu seinen Ferienreisen im Westwind:

Ich kann machen, was ich will – in Irland erleide ich jedes Mal Schiffbruch. Einer ist schöner als der andere. Meine gesammelten Schiffbrüche füllen inzwischen einen großen Zettelkasten mit der Aufschrift: „Vorsicht Irland!“ Zur Warnung und Belehrung unerfahrener Touristen wird der Kasten hier auf Wunsch geöffnet.

Dieter Vogt – Das Glück, Schiffbruch zu erleiden

(aus 'Merian Irland', 1976)

Irland hat ein großes Repertoire an Wetter. Der Westwind schiebt Regenwolken vor die Sonne und verjagt sie wieder. Die Bäume biegen sich nach Osten, zu schwach, sich je wieder aufzurichten. Zwei Stunden wie am Mittelmeer, zwei Stunden Regenschauer. Immer riecht es nach frischem Gras und Salzwasser. Luft aus erster Hand, wie A. E. Johann fand. Kein schlechtes Betriebsklima - für ein Pferd.

Irland mit Pferd und Wagen. Wer seinen vielpferdigen Wagen in die Garage stellt, um mit 1 PS auf die Reise zu gehen, muss entweder ein Romantiker sein oder ein Snob, aber Snobs scheiden schon deshalb aus, weil sie keineswegs als Romantiker gelten wollen. Großstadtkinder haben so ihre Sehnsüchte, und der Tourismus hat modische Extras. Wer sein irisches grünes Wunder erleben möchte, kann mit einem „horse drawn caravan“ durch das Land mit den garantiert schönsten Regenbögen fahren. Das rollende Wochenendhaus ist den Planwagen der blonden „Zigeuner“ und Kesselflicker, der Tinker, nachgebaut und für anspruchsvolle Vagabunden eingerichtet. Sechs Quadratmeter Küche- Wohn- und Schlafzimmer, Grill und Klapp-tisch, ein tonnenförmiges Zuhause auf Gummirädern; draußen fährt der Vorgarten vorbei.

Wir fahren ab in Clonakilty, eine gelb,blau und rosa angestrichene Stadt an der herben süd-ir-

ischen Küste. Das Pferd hat zwei Gänge, Schritt und Trab; bei schlechter Laune springt es schlecht an. Ein nicht ganz reiner Schimmel, dem die Haare über den Huf fallen, als trüge er Strümpfe. Heißt Patsy. Auf der Kutscherbank sitzend, die Zügel zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt, dösend oder singend (Hoch auf dem gelben Wagen – sonst fällt uns nichts ein) fahren wir gen Westen. Im Takt der Tritte schwingt Patsys Hinterteil.

Blick über den Pferderücken hinweg: Der aufgeblähte Autofahrerhorizont schrumpft zusammen aufs Greifbare. Wir sehen nicht „die Landschaft“, sondern das, woraus sie besteht. Steinwälle und Buschreihen zerteilen die Fläche. Fuchsienhecken wie undurchdringliche Mauern. Telegrafmasten, die in der Umarmung des Efeus lebenden Bäumen gleichen. An der Küste Felsbrocken, groß wie Häuser, geborsten und zerschmettert. Man sollte auch keltische Baudenkmäler besichtigen, aber sie lohnen es einem nicht. Weideland, Sumpfland, Felsenhügel, einzelne Gehöfte, weltferne Orte mit Fischerei und gälisch beschrifteten Lädchen: Ballydehob, Skibbereen, Schull. Esel und Schafe kreuzen den Weg; manchmal auch Menschen, und keiner lässt sich einen Schwatz entgehen.

Unser Pferd ist nicht reitbar, aber zweifellos reizbar. Auf der Weide, wo es seine ununterbro-

chene Mahlzeit einnimmt, will es nicht von hinten angesprochen werden. Freundliches Tät-scheln beantwortet es mit einem tückischen Beißversuch. Das Glück dieser Erde liegt weitab vom Pferde. In der gasbeheizten Behaglichkeit der Diogenes Tonne windet sich unterm Grill das erste Steak unserer Pferdstage. Feucht ist die Wiese, Nebel kriecht ins Bett, die Romantik ist nicht zu leugnen. Morgens machen wir einen Bummel ums Haus. Fachgespräche mit den Nachbarn, die auf derselben Koppel genächtigt haben: „I think your horse is very weak, isn't it?“ Unser Pferd macht gut vier Meilen die Stunde.

Viel Erholung, wenig Ereignisse. Alles geht merkwürdig glatt, sind wir wirklich in Irland? Endlich bleiben wir mit einem Achsbruch krachend liegen. In dem Dorf Leap dürfen wir mit Charly, dem Vermieter, telefonieren, und am nächsten Morgen bringt ein Tief-lader die intakte Tauschwohnung. Ein tropen- heißer Tag, es geht bergauf, bergauf, die Patsy schwitzt in Strömen – Charly, schick uns ein neues Pferd! Dies ist ein Abenteuer mit Kundendienst. Fern der Heimat, ohne Waschpulver und Wasserspülung, ist eine gewisse Verwilderung nicht aufzuhalten. Man trägt bald Haare statt Frisur. Hygiene ist rationiert. Aber das Zaumzeug beherrscht man im Schlaf! Drei Tage Rast an den Shreeiane Lakes, wir mieten



© W. Straubinger

eine große Kuhweide für sechs Schilling pro Nacht: Am Ufer sitzend, haben wir die sanftesten Hügel als Kulisse. Neugierig springen die Fische. Angeln wir! Wir angeln vergebens. Des Farmers Töchterlein Maura holt die Kühe heim und kehrt zehn Minuten später mit einem Krug warmer Milch zurück. Drei Tage und drei Nächte Elysium. Die Sonne sticht, Regen prasselt aufs Dach, der Wind singt Gespensterlieder, und wir schmökern „Drakula“.

Wenn die Vampire ausbleiben und auch sonst nichts Schlimmes geschieht, wird man ein wenig leichtsinnig. Wir beenden die Tour im Süden und reisen mit dem Auto nach Nordwes-

ten, um uns ein neues Pferd anzulachen, einen neuen Wagen zu kutschieren. Da hat es uns dann erwischt, auf einer schmalen Straße, nicht weit von Sligo.

Wenn es bergab geht, muss man mit aller Kraft die Bremse ziehen, damit der Wallach nicht auf die dumme Idee kommt, in Trab zu verfallen. Aber der Wallach rutscht auf dem Asphalt aus und kommt auf die dumme Idee, er will bloß dem Schub des schweren Wagens entgehen. Schon ist es zu spät. Vom Tempo des Wagens überrascht, zeigt das ängstliche Pferd, dass es noch einen dritten Gang hat, Galopp.

Als der Wagen rumpelnd in den Graben rollt,

tut der Wallach einen einzigen großen Satz, um sich von der unheimlichen Last zu befreien. Die Riemen reißen. Das Pferd galoppiert in Panik davon. In einem Wildwestfilm macht sich so eine Szene ausgezeichnet. Wenn man selber auf dem Kutschbock sitzt, möchte man beim Anblick der verunglückten Fuhre am liebsten heulen. Wenigstens sind alle Knochen heil. Wir machen uns verstört auf den Weg. Beiderseits der Straße stehen wie Salzsäulen ein paar Bauern und Kinder und starren in die Richtung, in der das Pferd verschwunden ist. Hat man je so einen rasenden Teufel gesehen! Er kam hier vorbei wie der Blitz, gerade als ich aus der Haus-

tür ... Das Mitleid eines ganzen Dorfes ist uns gewiss, das Pferd ist uns ungewiss.

Zwei Meilen entfernt steht es schnaufend in einem Feldweg. Gütiges Irland. Alles ist nur halb so schlimm. Man hilft uns, das Pferd zu versorgen, man hilft uns, den Wagen zum nächsten Bauernhof zu ziehen – und wir sind, ohne Frage, willkommene Gäste einer kinderreichen Familie, die uns den Schock mit Kaffee und Plätzchen auszutreiben sucht. Zwei Stunden später dampft frischgebackenes Brot auf dem Tisch. Und erst nach vier Tagen nehmen wir Abschied.

Wer aus den Iren schlau werden will, muss Joyce lesen, sagen alle, aber wer wird schon aus Joyce schlau? Die meisten Touristen verzichten weise auf die intellektuelle Anreise, wählen vielmehr den direkten Luftweg und knüpfen statt geistiger Bande schlicht ihre Angelschnur. Reisen ist die Kunst des Weglassens.

Sonne im Herzen und Regen auf dem Dach. Vom Regen ist Irland so grün, aber nicht von der Sonne sind die Gesichter der Iren so rot. Ein lasterhaftes Volk, weiß Gott, verflucht sympathisch. Die Mannsbilder saufen und raufen gern und haben so eine Art unrasierten Humor. Oder darf man den Anekdoten nicht glauben? Vielleicht steckt nur wieder die Irische Fremdenverkehrszentrale dahinter, die in Frankfurt ihres Amtes waltet, uns den Mund wässrig zu machen. Sie verspricht das Blaue vom Himmel herunter. Die tollste Insel der Welt, die komischsten Leute der Welt. Übrigens ein Paradies für Angler und so. Lachs und Hecht, soviel man nur tragen kann. Da beißt der Angler freudig an. Er steht am Ufer, Stunden, Tage, schwingt die Rute und beginnt zu zweifeln. Die Sache scheint mit den Fischen überhaupt nicht abgesprochen zu sein. Klar, dass man misstrauisch wird. Ob die Fische sich vor Lachen im Schlamm kugeln? Jedenfalls betrachten sie die Förderung des Fremdenverkehrs nicht als ihre Angelegenheit. Man sieht, Tourismus in Irland ist Glückssache.

In Irland fällt man immer wieder aus allen Wolken, weil es ganz anders kommt, als man gedacht oder gebucht hat. Du wartest, dass die Fische beißen, und dich beißt ein Pferd. Du erwartest einen Regenschauer und bekommst einen Sonnenstich. Du trinkst sehr viel Guinness, gehst fröhlich heim und haust dem Mannsbild, das dir zufällig begegnet, unglaublich freundlich auf die Schulter - da dreht der Bursche sich langsam um und ist, herrje, stocknüchtern. Ein Land, unberechenbar wie sein Wetter.

Irlands sanfter großer Fluss, der Shannon, entspringt in den halbwüchsigen Bergen des County Cavan, in einer wenig besiedelten Gegend, in der Erz und Kohle und Rebellen gegen England lagern. Gemächlich wandert der Shannon nach Süden, quer durch die Insel, Seen bildend, um sich auszuruhen, mäandern, um sich umzutun, bis er sich schließlich im Südwesten hinter Limerick dem Atlantischen Ozean einverleibt. Sein Leben währt 361 Kilometer lang, und laut Wasserstraßenordnung dürfen wir ihn auf reichlich 200 Kilometer begleiten. Nämlich mit dem „Dromoland Star“. Der „Dromoland Star“ ist eines dieser blendend weißen Kajütschiffe, die auch bei schlechtem Wetter nach Licht und ewiger Sonne aussehen. Steuerhaus und Salon, drei Schlafkabinen, Küche und Bad, hier können Familien Urlaub machen. Jeder hergelaufene Freizeitkapitän darf ans Ruder und wird nach einer Instruktionsfahrt losgelassen. Endlich einmal große Wellen machen!

Irische Bootsabenteuer pflegen in Carrick-on-Shannon anzufangen, in einer nicht bemerkenswerten Kleinstadt, die hauptsächlich aus einer schweren, dunklen Brücke und ein paar grauen Häusern besteht. Hölzerne Stege greifen weit ins Wasser hinaus, und hundert Kreuzer schaukeln einladend vor sich hin. Vorderleine los, Achterleine los! Der Diesel gibt ein dumpfes Grollen von sich, das Schiff schraubt sich allmählich flussaufwärts. Wir durchfahren jede Menge schönster Natur. Brav teilen sich die Wasser un-

term Bug, stramm steht das Schilf, überall hufen irische Kühe über immergrüne Weiden. Bojen und Baken markieren den schiffbaren Weg, die roten lässt man links, die schwarzen rechts liegen, ein wahrhaft liberaler Kurs. Alle, die den Shannon bereist haben, schwärmen von seiner Reinheit und Ruhe. Wer hineinfällt, ist nicht vom Gifftod bedroht (wie etwa im Main), hier lauert nur die altmodische Gefahr des Ertrinkens. Aus der Kombüse kommt ein Hauch von Eiern und Speck. Im Salon balgen die Kinder sich unter ungeheurem Gebrüll um das Fernglas, rundum ist ländliche Stille. Wir biegen in den schmalen Boyle River ein, den hohe Büsche rahmen, und lassen uns in der Schleuse von Knockvicar zu einem prächtig glitzernden See hinauf heben, voller Inseln und Abendsonne.

Beim Festmachen erweisen die Kinder sich als brauchbare Leichtmatrosen. Von der Zivilisation verdorben, vom Wasser gewiegt, vom Komfort eingelullt, dämmern wir weg in dem Irrglauben, wir seien aus dem Großstadtleben zur Natur zurückgekehrt. Freilich sind wir ihr ziemlich nahe; wir hören sie unter dem Bett am Fiberglas schwappen. In der Nacht kommt das Wasser auch von oben. Flüsternder Regen ist das angenehmste Geräusch, wenn man im Bett liegt und nicht aufstehen will.

Zum Frühstück erscheint grüßend ein älterer Herr, den wir schon gestern an der Schleuse trafen, und schlägt eine Tasse Tee nicht aus, die er innerhalb von anderthalb Stunden leert. Zeit zählt in Irland nicht, oder vielleicht existiert sie nicht einmal, und an diesen wunderbaren Zustand müssen wir uns erst noch gewöhnen. Wir brennen darauf, den „Dromoland Star“ in Bewegung zu setzen, wieder Kapitän zu sein, nicht länger Geschirrspüler. Schon sehr elegant, unser Abfahrtsmanöver ... Himmel, was ist jetzt passiert?

Mit einem hässlichen Knirschen fährt die blendend weiße Yacht auf die Felsbrocken am Ufer,

schwankt, erzittert, legt sich ein bisschen auf die Seite. Eben leuchtet die Sonne auf. Der Kapitän wird blass. Alle Augen ruhen vorwurfsvoll auf ihm, der die Verantwortung trägt. Schon sieht er sich vor einem nautischen Gericht stehen, pudelnass, der Vorsitzende dröhnt: „... unverfrorene Anmaßung des Angeklagten, der sich einbildet, dieses stolze Schiff, dessen Verlust wir alle beklagen, ohne Sachkenntnis navigieren zu können, ohne Mannschaft, unmündige Kinder an Bord...“

Bei jedem Wellenschlag knirscht es im Schiffsleib. Volle Fahrt zurück. Das Knirschen wird stärker, nichts bewegt sich. Die Vierjährige fragt ungeduldig: „Sinken wir jetzt?“ Kinder haben keinen Sinn fürs Außerordentliche. Da wirft man ihnen atemberaubende Abenteuer vor, und sie wollen wissen, wann es spannend wird. Auch der Sechsjähri-

ge hungert nach Erlebnissen: „Mach doch mal, dass wir sinken!“ „Seid ruhig, Kinder, es wird jetzt nicht gesunken.“ Ein vorüber fahrender Bootsmann wirft die Leine und zieht uns heraus, mit dem gleichen hässlichen Geräusch, mit dem wir gestrandet sind. Publikum sammelt sich am Ufer.

Erschöpft, nervös, gleichsam in Untergangsstimmung, lassen wir die Maschine wieder an, erst mal Abstand gewinnen, aber das Schiff gehorcht nicht und wendet sich zielstrebig den Felsen zu. Da geben wir's auf, werfen den Anker, steigen ins Rettungsboot und rudern hoffnungslos aufs nächste Telefon zu. Schiffbruch! Das böse Ende einer Ferienreise, die kaum begonnen hat. Man wird uns unehrenhaft abschieben, mittellos, und wir werden zu Hause mit rotem Kopf die Wahrheit sagen müssen: Also, wir hatten da ein kleines Steuerproblem.

Zu den angenehmen und geradezu typischen Überraschungen dieses Landes gehört immer wieder die: Alles ist halb so schlimm. Der Mechaniker kommt. Er setzt sich ohne Hast zu einer Tasse Tee und äußert seine Meinung über den wirklich wunderschönen Julitag. Letztes Jahr um diese Zeit war ein Sauwetter, hingegen vor drei Jahren ... Wir sitzen auf heißen Kohlen. Endlich packt er aus. Hangschellen? Nein, Schraubenschlüssel. Er steigt ins Wasser und repariert in vier Minuten das defekte Ruder. Alles halb so schlimm. Es passiert immer bei diesem Bootstyp, ein Konstruktionsfehler. Ach so. Der Kapitän fällt fast von der Reling, als er den Freispruch hört, doch unterdrückt er seine Freude und sagt, ganz Herr der Lage: „Hoffentlich machen sie uns mit ihrem Boot nicht noch mehr Ärger.“

Was ist erfreulicher als ein überstandener Schiffbruch! Erlöst steuert der Kapitän neuen Ufern entgegen. Die schwimmende Wohnung wird jeden Tag zwanzig bis dreißig Meilen verlegt, von einem Nest zum anderen. Wir übernachten in schwimmbadgroßen Häfen, wo sich in der Dunkelheit immer ein halbes Dutzend Ferienschiffe zusammenkauern, an Holzstegen und Kaimauern, und am Sonntagabend machen wir an einer unbefestigten Böschung fest, Kühe stehen Schlange, um uns sprachlos anzuglotzen. Morgens rudern wir zum Einkaufen ins Dorf. Es ist so klein, dass man's unter den Bäumen kaum findet. Postamt, Pub und Gemischtwaren, Weißbrot, Braunbrot, Eier, Käse, Limonade, fertig ist die Gemeinde. Die Schleusenwärter stemmen ihre schweren Holztore auf und berichten ausführlich übers gestrige und heutige und morgige Wetter.

Das Glück, Schiffbruch zu erleiden. Offenbar eine irische Spezialität.

„Das im Februar 2011 erschienene MERIAN-Heft...“

...ist das fünfte, das Irland gewidmet ist. Interessant und aufschlussreich ist es, die Entwicklung der Hefte zu vergleichen mit ihren jeweiligen thematischen und fotografischen Schwerpunkten...“

Und dann arbeitet Hermann Rasche genau all diese Unterschiede heraus... im *irland journal*, Ausgabe 1.2011, in der er auch das neue Heft würdigt:

„Der Merian-Kompass listet vielfältige Tipps und Adressen, mit sehr brauchbaren Kurzerläuterungen, wichtige touristische Highlights und Musts, daneben weniger Bekanntes, das sich zu entdecken lohnt... Angeln, Radwandern... bis zu Zigeunerwagen, deren frühere Popularität aber offensichtlich etwas gelitten hat. Reiseführer und Literaturbibliographie, im Anhang, sind auf dem neuesten Stand der Dinge. Und so um 2022 dürfte Merian-Heft Irland Nr. 6 herauskommen – mal sehen, was sich bis dahin getan hat auf der grünen Insel.“

Fazit: Ein wirklich gutes Heft! Wer Merian Irland noch nicht hat, sollte es sich schnell besorgen. Und wer's zu weit zur nächsten Buchhandlung hat, die neue Ausgabe gibt's natürlich auch bei uns im www.irish-shop.de

Die oben erwähnte, ganze Rezension aller bisher erschienenen Merian Irland-Ausgaben kann man hier nachlesen:

www.irland-journal.de

Aus Merian Irland, 1976 – Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags

